

2)

Das Gasthaus zum hungrigen Lamm.

Von Hans Röder.

(Nachdruck untersagt.)

Die Damen hingegen schienen von dem Eindruck, den der neue Volontär auf sie machte, durchaus befriedigt, jedenfalls war es ihnen einzunehmen, daß sie sich freuten, in ihm einen gewandten Unterhalter zu finden und einen Mann, der überdies von der Welt schon manches gesehen hatte. Die Frau Amtsrath bat den jungen Mann, das Mittagbrot mit ihnen einzunehmen. Indessen Nauck lehnte dankend ab und empfahl sich bald bis auf den ersten Oktober, da er noch mehrere Geschäfte zu erledigen und deshalb mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückfahren wollte.

„Ein interessanter junger Mann,“ sagte die Frau Amtsrath zu ihrem Gatten, nachdem sich Nauck empfohlen hatte.

„Ein richtiges Berliner Revolvermündwerk hat er,“ antwortete der Amtsrath etwas unwirsch, außerdem ist er mir auch zu selbstüberzogen, aber man wird ja bald sehen, was Geistes Kind er sonst noch ist.“

„Der Mensch, Willy, der Dir gefällt und etwas recht machen kann, soll auch noch erfunden werden,“ gab die Frau Amtsrath zurück.

„Ach was, das verstehst Du nicht,“ sagte der Amtsrath ärgerlich und abweisend, wie er meist zu seiner Frau sprach, wenn keine Fremden zugegen waren. „Die Menschen sind nicht so, wie sie sich geben, man muß sie erst näher kennen lernen, wenn man darüber urtheilen will. Du weißt doch, was wir schon alles mit unseren Volontären durchgemacht haben.“

Uebrigens ist es auch mein Wille, daß dem Dr. Nauck von unserer Seite in jeder Beziehung freundlich entgegen gekommen wird. Unsere Rätthe ist achtzehn Jahr, es wird nun Zeit, daß wir uns allmählig nach einem passenden Mann für das Mädchel umsehen.“

„Woran Du auch immer gleich denkst,“ wandte die Frau Amtsrath ein, „das hat doch noch Zeit.“

„So, die gebratenen Tauben fliegen nicht in dieser Welt herum; man muß bei Zeiten Anstalten treffen, wenn man etwas erreichen will im Leben,“ fuhr der Amtsrath fort. „Wozu plagen wir uns denn mit den Volontären herum, doch nicht etwa zu unserm Vergnügen? Du weißt doch, wie anspruchsvoll und unverschämt diese Menschen mitunter werden?“

„Ach, Willy, Du hast doch den wenigsten Aerger mit Ihnen,“ wandte die Frau Amtsrath ein. „Wie oft bist Du denn zu Hause? Du fährst dann nach Berlin, und ich muß alles allein ausbaden und in Gang halten.“

Der Amtsrath lachte: „Ja, und wenn Du die Karre festgefahren hast, muß ich kommen und sie wieder rauschieben. Das kennen wir doch, liebe Amalie. Es ist mir übrigens vollkommen ernst damit, daß wir die Rätthe bald verheirathen; sie ist groß und stark und ihre ganze Natur ist so beschaffen, daß es besser ist, wenn sie einen Mann hat. Das ist nie gut, wenn die jungen Mädchen lange allein bleiben, da kommen sie bloß auf dumme Gedanken; man sieht es ja an den Frauenkongressen und was die Frauenleute jetzt sonst noch für verrückte Geschichten aufstellen.“

„Und dann,“ fuhr der Amtsrath fort, „habe ich Dir doch von jeher gesagt, daß mein letzter Gedanke bei der ganzen Geschichte mit den Volontären immer der war, daß wir auf diese Weise unsere Töchter am besten versorgen können. Du kannst doch nicht verlangen, daß ich mit Euch auf den Heirathsmarkt nach Berlin ziehe. Erstens wird das zu theuer und zweitens, wenn ich nach Berlin fahre und meinen Kopf voller Geschäfte und Sorgen habe, dann kann ich mir nicht noch die Nächte mit Euch auf Gesellschaften um die Ohren schlagen, dann muß ich meine Ruhe haben und allein sein. Du weißt nun, was ich denke und was ich will und so wird es gemacht.“ Er drehte sich um und ging.

Die Frau Amtsrath schwieg, sie hatte in ihrer zwanzigjährigen Ehe Schweigen gelernt. Pfliegte sie doch in naiver Offenheit gelegentlich selbst zu sagen: Als wir Brautleute waren, hat mein Willy alles gethan, was er mir nur an den Augen absehen konnte; aber von dem Augenblick an, wo ich

am Altar ja gesagt, hat er nie mehr gethan, was ich will. Zwar verdankte der Amtsrath dem Grundstein zu seinem Glück in der Hauptsache dem Vermögen seiner Frau; indessen das war kein Grund für ihn, seiner Gattin dankbar zu sein. Das Wort Dankbarkeit kam überhaupt in seiner Grammatik nicht vor. Nichtsdestoweniger war die Frau Amtsrath ihrem Gatten mit wahrhaftiger Liebe zugethan; sie blickte mit Bewunderung zu ihm empor, denn sie fühlte, daß er ihr und den anderen Menschen, die sie kannte, geistig weit überlegen war.

Der Amtsrath Keck war einen halben Kopf kleiner als seine Frau. In jungen Tagen hatte er deshalb sehr hohe Absätze an seinen Stiefeln getragen; jetzt war er über solche Thorheiten längst hinaus. Seine Eitelkeit war vollständig befriedigt, wenn er am Ende des Quartals die Contocurrentrechnung seines Bankiers in Berlin nachrechnete oder vor seinen Geldschrank trat und die Scheine seiner Depositen durchging. Er war auch erhaben darüber, wenn sein Haus gelegentlich wohl in der Nachbarschaft das Hotel Keck genannt wurde. Das war ja doch nur der blasse Neid, weil er es verstand, auch aus seinen Volontären ein schönes Stück Geld heraus zu schlagen. Er blieb trotzdem der königliche Amtsrath, der er war, und außerdem ein gemachter Mann, der jedes Jahr seine 30 000 Markchen auf die hohe Kante legte und nebenbei noch ein heidenmähiges Geld für sich selbst verpulvern konnte, wenn er so allein in Berlin war und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Wochten also die andern über ihn denken und auch reden, was sie wollten, das ließ ihn kalt.

Mit seiner langen, spitzen Nase, seinen listigen Augen, sowie den unruhigen, sprunghaften Bewegungen seines Körpers erinnerte der Amtsrath lebhaft an den Meister Reimick, der den furchtsamen Hasen nachstellt und jeder Gans, der er nur irgend habhaft werden kann, rücksichtslos die Gurgel durchbeißt.

Herr Keck war ein hervorragender Rechenkünstler; aber neben der schneidenden Kälte des rücksichtslosesten Egoismus besaß er ein großes theatrales Talent und die Fähigkeit, im Umgange mit seinen Mitmenschen ganz nach Belieben eine getadelt zu bezaubernde Liebenswürdigkeit zu entwickeln. Er war wie ein Schlangemensch biegsam und glatt. Mit seiner liebenswürdigen Schmiegsamkeit wickelte er sich um die Menschen, diejenigen aber, denen gegenüber er sich stark genug fühlte, erdrückte er erbarmungslos, wie die *boa constrictor* ihre Opfer erdrückt.

Die Seriebenheit des Amtsraths Keck in Schmerkow war so groß, daß sämtliche Handelsleute der Neumark sich fürchteten, mit ihm ein Geschäft zu machen. Aber auch bei seinen näheren Nachbarn war er nicht sonderlich beliebt, weil er diese ebenfalls in früheren Jahren, als sie ihn noch nicht so genau kannten, bei Viehkäufen und anderen Geschäften oft schwer hineingelegt hatte. Trotzdem wagte niemand offen gegen ihn aufzutreten, vielmehr gingen alle mit einer gewissen scheuen Hochachtung um ihn herum; hatte er doch verstanden, sich mit den Jahren in den Ruf eines großen Landwirths vor dem Herrn, einer Fierde und Leuchte seines Berufs zu bringen. Seine Meinung galt etwas bei den maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises. Außer in Geschäften war er ein bequemer und umgänglicher Mann und auch in Berlin unterhielt er einflußreiche Beziehungen. Das rieb er seinen Freunden und Feinden mit einer stamenswerthen Unversorgenheit gelegentlich immer wieder unter die Nase, und deshalb hüteten sich alle, es offen mit ihm zu verderben. Freilich heimlich zischelte man oft über ihn und hatte ihm den Spitznamen „der Bruder Geheimrath“ beigelegt, weil die Worte „mein Bruder, der Geheimrath in Berlin“ schließlich zu einer stehenden Redensart in seinem Munde geworden waren. Einer der Keck's, ein verstorbener Onkel, hatte es als Paragraphenschieber sogar bis zur Exzellenz gebracht, und auch diese bedeutsame Thatsache verfehlte der Herr Amtsrath nicht, unermüdlich wie er war, dem Gedächtniß der Mitwelt zu erhalten.

Wenn nun auch der Amtsrath Keck in Schmerkow weit und breit für einen hervorragenden Landwirth galt, und jahre ein, jahraus zahlreiche Volontäre und Lehrlinge nach Schmerkow wallfahrteten, um sich daselbst in die Geheimnisse der Landwirthschaft einweihen zu lassen, als

Landwirth war er streng genommen doch nur eine mittelmäßige Figur. Die eigentliche Landwirthschaft interessirte ihn auch kaum. Das überließ er im großen ganzen seinen Beamten, zumal ihm nicht wohl war, wenn er von den 365 Tagen des Jahres nicht an mindestens der Hälfte der Tage fern von Schmerkow den Lauf der Welt beobachten konnte. Bedeutend dagegen war er als Geschäftsmann, und sein Talent, mit Menschen umzugehen und umzuspringen, war geradezu hervorragend.

Pünktlich am 1. Oktober, wie verabredet war, stellte sich Nauck in Schmerkow ein. Die Dorfuhr hatte gerade wieder 11 Uhr geschlagen, als er mit demselben Lohnfuhrwerke wie bei dem ersten Besuche an seinem neuen Aufenthaltsorte ankam. Er erhielt sein Quartier in einer Giebelstube des Herrenhauses angewiesen, obwohl gerade nur ein Volontär außer ihm sich in Schmerkow der Landwirthschaft befleißigte.

Sonst war es Sitte, daß auch die Volontäre, falls ihre Zahl nicht vier überstieg, im Inspektorenhause auf dem Hofe untergebracht wurden. Das hatte auch mit Herrn Nauck geschehen sollen; aber noch in letzter Stunde war auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Amtsraths die Volontärstube im Herrenhause für ihn zurecht gemacht worden. Der Grund dafür lag darin, daß der Amtsrath noch am Abend vorher auf seine Ermüdigungen in Berlin eine sehr günstige Auskunft über die Vermögensverhältnisse Nauck's erhalten hatte.

Der neue Volontär hatte von seiner Reise einen gesunden Hunger mitgebracht, als er um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr mit seinem Kollegen, den Inspektoren und Lehrlingen zusammen, im ganzen acht Mann hoch, in dem großen Speisezimmer zu Tisch geladen wurde. An dem einen Ende der Tafel hatte der Amtsrath seinen Platz, am anderen ein Lehrling. In der Mitte saß Fräulein Käthe, die älteste Tochter des Hauses, und ihr gegenüber wurde Nauck plazirt. Das junge Mädchen hatte das Mittagbrot täglich mit dem Gebet: „Herr, habe Dank für Speise und Trank, Amen“, zu eröffnen. Sie sprach diese Worte derartig, daß Nauck sich auf die Lippen beißen mußte und nicht recht wußte, ob das „Herr“ sich auf den lieben Gott oder den Herrn Amtsrath beziehen sollte. Es schien fast, als ob sie das letztere ausdrücken wollte.

Bei den jungen Leuten, die nach Schmerkow kamen, bildete sich regelmäßig nach kurzer Zeit die Meinung aus, daß diese Dankfagung eigentlich recht überflüssig waren, da die Genüße, die hinterher geboten wurden, nicht der Art waren, daß sie überhaupt einen Dank verdienten. Der Amtsrath machte indessen bei den Worten immer ein sehr feierliches Gesicht, obschon der Gott Mammon der einzige Gott war, an den er überhaupt glaube und zu dem er täglich inbrünstig betete. Trotzdem hatte er es erfolgreich verstanden, sich in den Geruch eines frommen Christen zu bringen. Er that das, weil es gerade Mode war und er es für zweckmäßig hielt, solche Moden mitzumachen. Darum verfehlte er auch nicht, gelegentlich mit wohlgebügeltem Zylinder an Sonntagvormittagen die Schmerkower Dorfkirche aufzusuchen und dort seiner Andacht zu pflegen.

Das geschah sogar regelmäßig, wenn er am Sonnabend Abend besonders lange Whist gespielt, besonders viel Moselwein getrunken und besonders schlecht geschlafen hatte.

Das Hauptgericht in Schmerkow war seit undenklichen Zeiten Hammelfleisch und Kohlrabi, Kohlrabi und Hammelfleisch. In dieser lieblichen Folge wechselten die Speisen zu meist von Woche zu Woche. Das unerschöpfliche Material zu dieser Delikatesse stellten die drehkranken Hammel, und im Frühjahr, wenn das Futter nicht zureichte, die verhungerten Lämmer und Mutterchafe. Zuvor gab es gewöhnlich eine Suppe, die sich durch eine ungeheure Durchsichtigkeit und einen fabelhaften Mangel an Fettsäuren auszeichnete. Die Suppenteller waren immer bis an den Rand gefüllt, der Fleischstückchen dagegen habhaft zu werden, war schwer, nicht nur weil dieselben von den Zwergvögeln Afrika's abzustammen schienen, sondern auch weil die Gabeln immer wieder an den glatten Knochen abrutschten. Nauck hatte eben den bescheidenen Theil des ausgekochten Hammelfleisches, der auf ihn entfiel, heruntergeschluckt und sah sich erwartungsvoll im Saale um, der Speisen harrend, die nun noch kommen sollten, denn er hatte großen Hunger. Plötzlich stand der Herr Amtsrath auf, sagte „Mahlzeit“, und damit war das lutullische Mahl beendet. Es war das reine Akfordessen gewesen, die ganze Geschichte hatte kaum eine Viertelstunde gedauert.

(Fortsetzung folgt.)

3]

Schlächter-Tobias.

Erzählung von Jonas Lie.

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von G. Braunewetter.

Die Gluthen im Schornstein leuchteten schwächer und schwächer nach der Blechasse hin, welche dort mit dem letzten Milchrest für das Kind stand, und erloschen schließlich, so daß es in der Stube stockdunkel wurde. Aber Tobias hörte alle Athemzüge und wußte, von wem sie herrührten, und welches von ihnen stöhnte oder im Schlaf sprach.

Er hatte schon mehrmals früher gefunden, daß es ihm gerade in solch stillen Nachtstunden zwischen all' den Athemzügen am leichtesten fiel, etwas ausfindig zu machen, wenn die Verhältnisse so waren, daß er sich in der ärgsten Klemme befand, und alles nur an einem Faden hing. Aber heute Nacht war es, als fiele es ihm recht schwer. Die gewöhnlichen Auswege waren alle verbraucht und einmal nach dem anderen ertappte er sich darüber, das Ganze aufzugeben, zum Küster hinunter zu rufen und ihn um eine kleine Unterstützung aus der Armenkasse zu bitten. Doch nein, so weit war es nun doch wohl noch nicht gekommen!

Wenn nur der Angelfischfang nicht so plötzlich aufgehört hätte! . . .

Jedesmal, wenn die Rochfische ausgingen, waren sie immer in Verlegenheit wegen des Essens, seitdem sie im Frühjahr die Kuh verloren hatten.

Sie hatten sie so lang, wie möglich, mit Tang und Algen am Leben erhalten und hatten schließlich nur das reine klare Seewasser und Blut gemolken. Dann eines Nachts, gerade wie sie ihr zum Abend eine Schüssel Roggenmehl gegeben hatten, so schwer es ihnen auch fiel, dieselbe zu entbehren, stürzte sie. Das war eine Portion Essen für die ganze Familie, denn auch damals war keine Gubogenlänge bis zum Grunde der Mehltonne. Und als sie dann daran dachten, das Eingeweide und anderes zu verwerten und die großen Stücke in der Stadt zu verkaufen, war alles nur Knochen und blaue blaue Sehnen, und das Fleisch hart wie Holz, so daß für nichts anderes als für die Haut Geld zu bekommen war. Aber dafür gab es dann ein Herrenleben mit Braten und Fleischsuppe, so lange es reichte, für die acht Mäuler und außerdem für Martha Malvina!

In seinen Gedanken tauchte vor ihm in der Luft ein blankes Schnittmesser mit Messingscheide auf; es verschwand und kam wieder; indem es wie eine drohende Waffe über einem Haupte schwebte, das sanft in der warmen Asche schnarchte. Das war Mathias, das Schwein . . .

Es war nun ein halbes Jahr alt und die Freude des ganzen Hauses. Verhättselt und vertraut mit jedem von den Kindern, wie ein Bruder oder eine Schwester, lief es dort rund und schwarz herum und drückte sich zwischen ihnen umher. Es nun zu schlachten, würde ihm schwer fallen. Da es nur mit Fischen und nichts anderem gefüttert war vom ersten Augenblick an, gab es doch nur Fischspeck.

Der augenblicklichen Gefahr entging so das sorglos schnarchende Haupt des Mathias.

Tobias lag und dachte und dachte. Es nützte nichts, seine Besitztümer zu mustern; was irgend verkäuflich war, hatte man bis aufs letzte Stück gepfändet.

Er legte das kleine Mädchen behutsam in die Felldecke, fleg leise vom Bett herab und guckte zum Fenster hinaus. Es war pechschwarze Winternacht, die so dicht um die Gütte herumstand, wie eine Mauer. Da sagte einer der Jungen, der vermuthlich wach gelegen hatte, ganz leise:

„Vater, glaubst Du, daß wir heute auch nichts zu essen bekommen?“

„Ach, es wird schon bald Rath werden. Warte nur nicht Mutter auf!“ Tobias öffnete leise die Thür zum Flur und ging hinaus.

Da stand er eine Weile und blickte ins Freie. Der Himmel war schwarz und nah bis zum Hausdach hinunter. Das kleine Boothaus unten am Fjord war nicht zu unterscheiden, auch der Hügel nicht, noch die Steinplatte, auf der er stand — nur ein gleichmäßiges Brausen der See und des Wetters und dann einige dumpfe Laute unten vom Fjord von einem Felsstück, das tief unten auf dem Grund lag und unaufhörlich unter der Macht der Strömung wackelte und sich hin und her bewegte. Ab und zu schrie der Uhu gräßlich dranken in den Bergen.

Wonach er ausschaute, war, ob es nicht draußen auf dem Fischgrund leuchtete. — Nur ein kleiner Schimmer, denn dann gab es wieder Fische!

Aber draußen war und blieb es schwarz und lichtlos. Und er konnte nichts anderes thun, als daß er beim Sandhändler einen Versuch machte! — —

Und in der Morgendämmerung ging es hinaus mit Mathias, der mit einer Rauffschlinge um den Leib an der Ruderbank befestigt war; und der Vorderstohr war mit Schweinsblasen angefüllt, die vom letzten Schlachten am Haken im Ver Schlag zusammengedunden hängen geblieben waren. Auch sie konnten einen Schilling einbringen.

Die Jungen folgten über die Felsknollen nach, soweit sie den Mathias nur sehen konnten.

(Nachdruck untersagt.)

Es war heute eigentlich kein Fahrwetter, da es nach Schneegestöber und Sturm ausfiel; aber schließlich sah es zu Hause doch noch schlimmer aus, wo der Hunger an den Pfosten zu nagen begann.

Aber . . . nicht einen Hering, nicht eine Schöpfkelle voll Mehl wollte der Landhändler ihm jetzt borgen, nachdem der Lensmann all' sein Eigenthum mit Boot und Gerath mit Beschlag belegt hatte; — und „für das dünne, blaue Fischein, das er da anbot, wollte er nicht eine Rolle Tabak geben!“

Das war der Bescheid, den er heute am Ladentisch des Landhändlers bekam.

Und darüber grübelte Tobias, während er in seinem Boot saß und ab und zu dem beweglichen Mathias einen unglückverkundenden Blick zuwarf. Dieser wählte unterdessen im Vordersteven in einem alten Malter sack herum, in dem Mehl gewesen war, und glogte dazwischen mit seinen milchblauen Augen seinen Herrn und Gebieter an.

Es spritzte bisweilen bis in die Augen und dann bis zur Brust. Aber es war nichts zu machen für seine nahrungslose Familie. Man mußte direkt zur Armenkasse hinaufahren! Und nun war es ganz aus, da der Landhändler nichts mehr von ihm wissen wollte und ihm nichts mehr borgte.

Tobias hatte schon viele Male die nackte Noth vor sich grinsen gesehen, aber noch niemals so schrecklich. Dieses Mal sah er keinen Rath, jeder Ausweg war versperrt. Er wäre am liebsten hingegangen und hätte sich über Seit' gebracht, wenn nicht die Seimta und der Anders und der Johann und die kleine Marja und Anna und alle die andern gewesen wären. Sie mußten geborgen und verteidigt werden, so lange noch ein Fünkchen Leben in ihm war.

Aber das Leben war schwer zu ertragen! Sein Haar stand borstig aus der zurückgeschobenen Mütze hervor, so daß er und Mathias beinahe ähnlich sahen. Er saß und starrte auf das Kiebbrett hinab . . .

„Leg' besser mit Deinem Boot an! Siehst Du denn nicht, daß das Mehl in die See geht!“

Es war der Verladungsmeister, der vom obersten Speicherraum zur Thüre hinaus rief.

Ueber sich in der Luft sah Tobias einen Sack von einer Halbtonne mit Mehl im Windetau hin- und herschweben.

Es galt das Boot gerade lothrecht darunter zu halten, während der dort oben es herunterließ, wenn der Sack nicht in die See gehen sollte. Und so antwortete Tobias: „He!“ und schob das Boot um das Stück, das noch fehlte, weiter hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest.

Die Wunden, welche die Cholera den europäischen Staaten geschlagen hat, sind kaum vernarbt, und schon wieder muß sich unser Erdtheil rüsten gegen den Einfall einer aus Asien stammenden Seuche ebenso gefährlicher oder vielleicht noch gefährlicherer Art: der Pest.

Unter dem Namen Pest verstand man noch im Mittelalter, nach einer von Galen (berühmter Arzt aus dem zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt) gegebenen Erklärung des Wortes, jede Krankheit, welche an einem Orte nicht nur viele Menschen befällt, sondern auch viele von diesen tödtet. Daher wurden unter diesem Namen die verschiedenartigsten Krankheiten zusammengefaßt. Wenn wir heute von Pest reden, verstehen wir darunter nur eine ganz bestimmte Krankheit, welche mit erweitertem Namen auch als Beulen- oder Bubonepest (Bubo gleich Lymphdrüsenanschwellung) bezeichnet wird. Diese Krankheit hat ihre Heimath wahrscheinlich in Indien — wo sie auch zur Zeit in großem Umfange wüthet — und in China. Hier bestehen große Bezirke, in welchen dauernd vereinzelte oder gehäufte Pesterkrankungen vorkommen, während in den andern Ländern die Krankheit in Form von sogenannten Epidemien auftritt, d. h. plötzlich von außen eingeschleppt wird, längere oder kürzere Zeit herrscht, um dann wieder gänzlich zu verschwinden.

Die größte Pestepidemie in Europa, welche sicher als solche nachweisbar ist, war die unter dem Namen des „schwarzen Todes“ bekannte. Sie begann im Jahre 1347 und dauerte bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Die Gesamtzahl der in dieser Epidemie Verstorbenen wird auf 25 Millionen, d. h. den vierten Theil der damaligen Bevölkerung Europa's geschätzt. Auch nachher traten, bis in unser Jahrhundert hinein, in Europa Pestepidemien auf, anfangs häufiger und umfangreicher, später seltener und in kleinerem Maßstabe. Deutschland ist seit 1720 von der Pest verschont geblieben, und in den außereuropäischen Gebieten Europa's sind seit 1830 nur zwei — weniger umfangreiche — Epidemien vorgekommen. Die letzte von diesen herrschte in den Jahren 1878 und 1879 in Rußland am rechten Ufer der Wolga und forderte etwa 600 Opfer, ein Drittel der Erkrankten.

Schon der Umstand, daß in der Regel gleichzeitig massenhafte Erkrankungen vorkamen, sprach für den ansteckenden Charakter der Pest. Jeder Zweifel daran wurde endgiltig beseitigt durch den Erfolg von Uebertragungsversuchen, welche im Anfang unseres Jahrhunderts theils an zum Tode verurtheilten Verbrechern, theils zum Zweck der Schutzimpfung an anderen Personen angestellt wurden. In neuester Zeit ist es zwei Forschern — Yersin und Kitasato — auch gelungen, den Erreger der Krankheit und damit den Träger der Ansteckung zu entdecken; es ist das ein nur

mit dem Mikroskop sichtbares kleines Lebewesen von stäbchenförmiger Gestalt, welches außerhalb des menschlichen Körpers gezüchtet werden kann und nach Ueberimpfung auf Thiere ein der Pest durchaus ähnliches Krankheitsbild hervorruft.

Die Krankheit führt ihren Namen Beulenpest daher, daß in ihrem Verlauf in der Regel starke Schwellung und Entzündung der sogenannten „Lymphdrüsen“ bald am ganzen Körper, bald nur in einzelnen Körpergegenden auftritt, welche meist schnell zur Vereiterung führt. Das Allgemeinbefinden ist dabei erheblich gestört, es besteht hohes Fieber, Kopfschmerz, Mattigkeit u. s. w. In anderen Fällen kommt es auch zu tiefgreifenden Geschwüren in der Haut, sog. Karbunkeln. Gerade in den allerschwersten Fällen fehlen die Drüsenanschwellungen meist, dagegen finden sich neben den Karbunkeln Blutaustritte in der Haut oder Blutungen innerer Organe.

Wie bei anderen Krankheiten hat man auch bei der Pest beobachtet, daß die schweren Erkrankungsformen dann am häufigsten auftreten, wenn eine Epidemie ein bis dahin verschontes Gebiet frisch befällt, daß daher auch in der ersten Zeit einer Epidemie die Sterblichkeit am häufigsten zu sein pflegt, um im weiteren Verlauf allmählig abzunehmen.

Eine verschiedene Empfänglichkeit der einzelnen Rassen für die Pest wird heutzutage nicht mehr für wahrscheinlich gehalten, trotzdem z. B. auch bei der jetzigen Epidemie in Indien die Europäer fast völlig verschont bleiben; so wurde kürzlich aus Bombay gemeldet, daß bisher nur vier Erkrankungen von Europäern vorgekommen seien. Diese Erscheinung, die vielleicht noch deutlicher bei der Cholera in Indien hervortritt, wird ungezwungen dadurch erklärt, daß die Europäer dort durchweg in besseren sozialen Verhältnissen leben, als die große Masse der Farbigen. Wirtschaftliche Gründe geben auch auf diesem Gebiete den Ausschlag. Die wirtschaftliche Noth zwingt die Menschen dazu, sich in engen Räumen zusammenzudrängen, erschwert damit Reinigung und Lüftung und erleichtert so die Uebertragung der Krankheitskeime. Auf der andern Seite macht die ungenügende Ernährung — häufig genug traten, wie jetzt in Indien, Pest und Hungersnoth gleichzeitig auf — den Körper empfänglich für die Ansteckung und unfähig, die Krankheit zu überwinden. Unter dem Proletariat, gleichgiltig welcher Hautfarbe es ist, kommt es daher in jeder Epidemie zu einer unverhältnismäßig großen Zahl von Erkrankungen, welche meist auch von besonderer Bösartigkeit sind.

Bei der Bekämpfung der Krankheit ist von jeher mit recht der Hauptwerth auf Maßregeln gegen die weitere Verbreitung gelegt worden, namentlich auf die Absperrung gegen die verseuchten Länder. In früherer Zeit verwandte man hierzu militärische Postenketten — sogenannte Grenzkordons — durch welche rücksichtslos jeder Verkehr von Menschen und Waaren abgeschnitten wurde; ein solcher Versuch wurde z. B. noch 1878 in Rußland gemacht, wo angeblich um das ganze Gouvernement Astrachan eine Postenkette gezogen wurde, innerhalb dieser eine zweite um das Gesamtgebiet der ergriffenen Ortschaften und in dieser eine besondere um jeden einzelnen besallenen Ort. Die riesige Entwicklung des Verkehrs läßt jedoch in heutiger Zeit eine derartige Maßregel im Landverkehr kaum ausführbar erscheinen, zumal Handel und Wandel dadurch ungeheuren Schaden erleiden. Man beschränkt sich daher in der Regel auf eine Musterung der Reisenden an der Grenze und auf die Fernhaltung von solchen Waaren, welche erfahrungsgemäß am häufigsten Träger von Ansteckungskeimen sind, es sind das namentlich gebrauchte Wäsche und Kleidungsstücke. Dagegen hat man die Absperrungsmaßregeln im Seeverkehr in Form der sogenannten Quarantänen beibehalten. Schiffe, die aus seucheverdächtigen Ländern ankommen, müssen auf den Quarantäne-Stationen — abgelegenen Stellen in der Nähe des Hafens, meistens Inseln — eine bestimmte Anzahl von Tagen, jetzt meistens etwa vierzehn, bleiben; erst dann, wenn in dieser Zeit an Bord keine verdächtige Erkrankung vorgekommen ist, wird ihnen Landung und Löscharbeit gestattet.

Ist die Pest trotz dieser Maßregeln in ein Land eingedrungen, so ist die möglichst strenge Absperrung — Isolirung — der Erkrankten nothwendig. Diese Isolirung geschah, während der „schwarze Tod“ in Deutschland wüthete, vielfach in der unmenschlichen Weise, daß man die Erkrankten in ihren Häusern einschloß und sie dort ohne Hilfe zu Grunde gehen ließ. Durch Veranstaltung von Wallfahrten und Wittgottesdiensten, an denen natürlich auch solche theilnahmen, die bereits den Keim der Krankheit mit sich herumtrugen und ihn auf andere übertragen konnten, trug man dabei gleichzeitig zur weiteren Ausbreitung der Seuche bei. Heutzutage kann, wenigstens in den Städten, als Isolirungsmaßregel allein die Ueberführung der Erkrankten in eigens dazu bestimmte Krankenhäuser in Frage kommen. Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege wird damit eine Absperrung und Ueberwachung der nicht oder noch nicht erkrankten Hausgenossen in besonderen Räumen verbunden werden müssen, trotzdem eine solche Maßregel den davon betroffenen hart und grausam erscheinen wird.

Gleichzeitig mit der Isolirung der Kranken wird ferner eine Abtödtung der Krankheitskeime — Desinfection — in den bisher von dem Kranken bewohnten Räumen und an den von ihm benutzten Gebrauchsgegenständen vorzunehmen sein. Die Einzelheiten des dabei anzunehmenden Verfahrens zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Hauptsache ist, daß die betreffenden Maßregeln möglichst von geschulten Personen und jedenfalls unter fachverständiger Leitung vorzunehmen sind. —

Kleines Heuiletou.

— Eine Volks-Bibliothek ist jetzt auch in Stuttgart eröffnet worden. Der Bürgerverein des Stadttheils Ostheim hat seine Bibliothek unter Beihilfe des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen zu einer Volks-Bibliothek mit täglich abends geöffnetem, jedermann zugänglichem Lesesaal umgewandelt. — Es fragt sich nur, was für Bücher in dieser Bibliothek stehen. —

— Der Passagier-Verkehr auf den englischen Eisenbahnen hat sich, wie man der „Köln. Volksztg.“ schreibt, in 22 Jahren mehr als verdoppelt. 1874 betrug die Zahl der Fahrgäste auf den Eisenbahnen des Vereinigten Königreiches 447 000 000, 1896 ist sie auf 929 000 000 gestiegen. Der durchschnittliche Preis einer Reise aber ist von 1 Sh. 1 Pence auf 9½ Pence per Fahrgast gefallen. Vor 21 Jahren schaffte die Midland-Eisenbahn, welche von London nach Birmingham, Liverpool und weiter nach dem Norden fährt, die zweite Klasse ab, andere Eisenbahnen, die Hull und Barnsley, die Cambrian, die London, Tilbury und Southend und die Manchester, Sheffield und Lincolnshire sind ihrem Beispiele gefolgt. Diese Aufhebung der zweiten Klasse hatte zur Folge, daß die dritte Klasse eine weit bessere Ausstattung erfuhr. Die Abtheilungen dritter Klasse sind geräumig, mit Polstern versehen und als solche auch zu Nachtfahrten wohl geeignet. Unerfahrene Reisende, welche schon Fahrkarten erster Klasse gelöst hatten und die Einrichtung der dritten Klasse zum ersten Mal sahen, haben öfter ihre Karten umgetauscht, was an einem englischen Schalter nicht soviel Schwierigkeit kostet und kein so faures Gesicht mit sich bringt als — anderwärts. Gegenwärtig ist beabsichtigt, die Fahrpreise für die zweite Klasse auf den damit noch versehenen Bahnen herabzusetzen. In Schottland giebt es überhaupt keine Eisenbahnwagen zweiter Klasse mehr. —

Theater.

— Sudermann's „Morituri“ sind in Karlsruhe auf Betreiben des Kommandeurs des XIV. Armeekorps, v. Bülow, verboten worden. Der General erklärte, falls „Fritschen“ aufgeführt werde, verbiete er den Militärpersonen den Besuch des Theaters. Daraufhin verfügte der Großherzog von Baden das Verbot. —

Kunst.

— Der vom Kaiser für die Ergänzung der „tanzenden Mänade“ ausgesetzte Preis von 3000 M. wurde keinem der 82 Bewerber zuertheilt. Für die drei besten Arbeiten wurden den Berliner Bildhauern Hans v. Glümer, Ernst Berter und August Kraus je 1000 M. angewiesen. Die drei Künstler sollen zu einer engeren Konkurrenz veranlaßt werden. Als Aufgabe für das laufende Jahr wurde die Ergänzung des fehlenden Kopfes der in den Museen befindlichen Bronze „Knabe aus der Sammlung von Sabouroff“ gestellt. Der Preis beträgt 1000 M. —

— In Venedig findet vom 22. April bis 31. Oktober eine internationale Kunstausstellung statt. Ein Rundschreiben theilt nun mit, daß von der Gemeinde der Stadt Venedig für die besten in den ersten Monaten nach der Eröffnung der Ausstellung zu veröffentlichenden kritischen Arbeiten über die Ausstellung drei Preise (zu 1500, zu 1000 und zu 500 Lire) ausgesetzt sind. — Das riecht auf zehn Schritte nach Bestechung. —

Aus dem Thierleben.

— Nervöse Hunde. In der letzten Sitzung der Academie de médecine hielt Herr Magnin einen Vortrag über die Pseudo-Tollwuth der Hunde. Er führte an, daß der Hund, dessen Gehirn das am meisten entwickelte aller Thiere ist, ähnliche geistige Störungen, wie der Mensch, aufzuweisen hat. Auch er habe unter den sozialen Missethänden zu leiden und Entbehrungen, Hunger, Durst u. s. w. zu ertragen. Dieser Thatsache und ferner der Sucht nach Rassenvervollkommnungen, die die seltsamsten Zuchtarten und Blutvermischungen herbeigeführt hat, ist es zuzuschreiben, daß man jetzt viele „nervöse“ Hunde findet. Die Krankheitserscheinungen, die sie zeigen und die als Pseudo-Tollwuth zu bezeichnen sind, bestehen in unerwarteten Wuthanfällen, denen häufig epileptische Symptome vorausgehen und die stets von der Beißsucht begleitet sind, die sich vorzüglich gerade den Personen gegenüber kundgiebt, denen die Hunde am meisten zugethan sind. In den Intervallen zwischen den einzelnen Krankheitsanfällen ist der Hund vollständig gesund und ißt und trinkt in normaler Weise. Herr Magnin bekämpfte heftig die allgemeine Tendenz, in diesen Hunden sofort die Tollwuth zu vermuten und sie zu tödten. Herr Weber trat dieser Ansicht bei und bewies, daß die jetzigen Tollwuthsstatistiken völlig irrig seien, da in ihnen zahlreiche „nervöse“, als tollwuthig verdächtige Hunde mit aufgenommen seien. Es müßte mit mehr Methode bei diesen Fällen vorgegangen und die verdächtigen Hunde isolirt, in Käfige gesperrt und beobachtet werden, um die wahre von der Pseudo-Tollwuth zu unterscheiden. —

Physikalisches.

— Die Temperatur der Sonne. Professor Ceraszky, der Direktor des Moskauer Observatoriums, beschreibt in den von diesem Institute herausgegebenen Jahrbüchern (Band III der neuen Reihe) einige merkwürdige Versuche mit einem großen Brennpiegel von meterweiter Oeffnung und gleichem Focal-Abstand. In

dessen Brennpunkte schmolzen die Sonnenstrahlen fast augenblicklich alle Metalle und Mineralien, selbst die schwer schmelzbaren; nur Kalk und Magnesia widerstanden. Aus diesem oft wiederholten Versuche schließt Ceraszky, daß die Mindesttemperatur der Sonne 3500 Grad betragen müsse, denn dieser Wärmegrad werde im Focus des Brennpiegels erreicht und es sei theoretisch unmöglich, daß dort durch Addition ein höherer Wärmegrad gewonnen werde, als ihn die Sonne selbst besitzt. Im Gegentheil müsse auf viel höhere Wärmegrade in der Sonne geschlossen werden, denn als die Strahlen eines Voltaschen Bogens, dessen Wärme bekanntlich ungefähr dieselben Wärmegrade (3500 Gr.) erreicht, von dem Spiegel in einer Entfernung aufgenommen wurden, daß sein Winkel-Durchmesser demjenigen der Sonne gleich wird, so wurden im Brennpunkt nur 100 bis 105 Grad erhalten, obwohl in diesem Falle alle Vortheile auf Seiten des Voltaschen Bodens waren, dessen Strahlen nicht der starken Absorption in der Atmosphäre unterlagen, wie diejenigen der Sonne auf ihrem weiten Wege. Da nun hierbei also im Brennpunkt nur eine unvergleichlich geringere Wärmemenge ausstrahlte, so schließt Ceraszky, daß die Sonnenwärme unvergleichlich höher als 3500 Grad sein müsse. — „Prometheus“.

Humoristisches.

— Wo wohnt Genosse Cassalle? Dem „Berliner Tageblatt“ wird aus Rom geschrieben: Bei der Auflösung eines sozialistischen Vereins in Genua fiel den dortigen Polizeibeamten mehrmals der Name eines gewissen, wie es scheint, überaus verdächtigen „Genossen Cassalle“ in die Augen. Die Polizei von Genua sucht seitdem, allerdings noch vergeblich, nach der Behausung dieses Genossen, um ihn auf Numero Sicher zu bringen. —

— Ein Ukaß. Die russische Regierung befahl einst einem Gouverneur, innerhalb acht Tagen die Raupen des Kieferspinnerers in seinem Gouvernement auszurotten. Der Gouverneur berichtete alsbald der Regierung, daß er den Befehl mit Erfolg ausgeführt habe. Er habe den Ukaß sämtlichen Kieferspinner-Raupen seines Gouvernements vorlesen lassen, und diese hätten sich darüber tod gelacht. —

Vermischtes vom Tage.

— Mainz, 27. Januar. Im Gebäude der Reparaturwerkstätte der Hessischen Ludwigsbahn brach infolge einer Gasexplosion Feuer aus, bei welchem der Ingenieur Zulauf verunglückte. —

— Fünf Mark für eine Frau. In dem Blatte der deutschen Bühnengenossenschaft verspricht ein Stettiner Bierwirth dem vielen Dank und Erstattung der Auslagen bis zu 5 M., der ihm den Aufenthalt eines bestimmten Operetten-Tenors und seiner durchgegangenen lieben Frau mittheilt. —

— Pleß. Der dritte Mörder des Bankiers Sohn, ist noch nicht ergriffen. Der „Polizei-Agent“, der ihn gefaßt haben wollte, hat geschwindelt. Er hat sich von den Verwandten des Ermordeten einige Male Vorschuß geben lassen. Jetzt ist er verduftet, ein Stedbrief hinter ihm her. —

— Bei dem Pariser Bankhause De Hibern sind 800 000 Franken unterschlagen worden. —

— Der versiegelte Passagier. In Chiasso (Schweiz) kam unlängst ein mit einem Bleisiegel verschlossener Eisenbahnwaggon an. In demselben befand sich ein aus Indien kommender Engländer, der sich der Quarantäne entzogen haben soll. Da der Bahnhofsvorstand trotz seiner Anfrage aus Bern keine Weisungen erhielt, sandte er den Wagen ungedöfnet wieder nach Mailand zurück. —

— Chur (Schweiz). Am 25. Januar riß eine Lawine zwischen den Galerien auf der Südseite des Berninapasses einen Postkutsch mit mehreren Schlitten, den Pferden und dem Postillon in die Tiefe. Der Postillon wurde getödtet, ein Schlitten und ein Pferd gingen verloren. —

— In Nameignies bei Mons (Belgien) wurde eine 75jährige Bäuerin, ihre schwachsinrige Tochter und ihre Nichte ermordet aufgefunden. Sie waren mit einem Hammer erschlagen worden. —

— Das Armenhaus in Transtoria bei Nybro (Dänemark) ist niedergebrannt. Zwei alte Frauen kamen in den Flammen um, mehrere andere wurden schwer verwundet. —

— Fürst Raso von Bulgarien ist in fürchterlicher Angst vor einem „ambulowitschen Geheimbund“. Fast täglich gehen ihm Drohbrieife zu. —

— Zusammengestoßen sind in der Nähe von Dungeness (Südküste von England) der Dampfer „France“ und das englische Kriegsschiff „Blenheim“. „France“ erlitt bedeutende Havarie. —

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika kamen im vergangenen Jahre 131 Lynchmorde vor; 122 Personen wurden „geschmächtig“ hingerichtet. —

— In Philadelphia (Nordamerika) sind durch eine Feuersbrunst 80 Gebäude vernichtet worden. —

— Halifax (Kanada). Ein Zug der Kanada Pacific-Bahn ist entgleist. Zwei Reisende wurden getödtet, eine Reihe anderer Personen, darunter ein kanadischer Minister verwundet. —